

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1915

86 (14.4.1915) Unterhaltungs-Beilage

Unterhaltungs-Beilage

des „Volksfreund“

Karlsruhe, 14. April

Nummer 86 — 1915

Mein letzter Tag an der Front.

Von Sven Hedin*)

... Es war 7 Uhr als wir aufbrachen. Es hatte gerade angefangen zu tagen, aber der Himmel war trübe und das Wetter rauh, und auf dem harten Pflaster der Landstraße lag eine dünne Schicht feuchten Schlammes, der den Weg glitschig wie Seife machte. Meine beiden Reisegefährten im Auto waren so fröhlich wie alle deutschen Offiziere, die ich kennen gelernt hatte. Während der Fahrt wurde ich mit Hilfe der Karte über das schöne und interessante Land orientiert, das wir durchfahren, und ebenso über das Ziel unseres Ausflugs.

Einige Kilometer vor Nizingen sprang im Motor ein Rohr und der Wagen kam nicht vom Fled. Aber wir konnten ja unsere Beine brauchen und bald darauf trafen wir ein Kranfentransportauto, auf dessen Dach wir Platz nahmen. Dieses Ungeheuer war mindestens lebensgefährlich, denn zuweilen glitt es auf der glatten Straße aus und kam in Gefahr, in den Stranggraben zu rutschen. Wir bereiteten uns vor, wenigstens vornüber zu fallen, wenn die Katastrophe eintreten sollte. Bis Nizingen ging es aber doch, wenn auch das Gefährt gerade vor der Stabkommandantur von einem Hügel so herunterrutschte, daß die hinteren Räder eher anfielen als die vorderen; um ein Haar wäre die ganze Equipage umgekippt. Unser verkehrter Einzug in Nizingen erweckte bei denen, die sich gerade auf der Straße befanden, allgemeine Heiterkeit. Hier bekamen wir dann ein drittes Auto und rollten fröhlich nach Blamont.

Südlich von dem Dorfe bog die Straße zu einer flachen Höhe hinauf, die rechterhand mit Gebüsch bewachsen war. Auf einer Wiese gleich nördlich vom Wald stand eine Batterie, die aus Leibeskraften brummte. Es war wirklich imponierend, sie während des Feuerns zu sehen. Der Befehlshaber teilte laut die das Ziel betreffende Orientierung mit, die auf Grund von Nachrichten gegeben werden konnte, die von der Feuerleitung her kamen. Dann folgten die gewöhnlichen Kommandos: „Ladung! Fertig! Nachsalbe! Feuern!“ Das Ziel war das Dorf Ancerville, das 5,6 Kilometer südlich von Blamont liegt. Bei Abgang des Schusses kommt ein Feuerstreich aus der Kanone, und einige Meter vor der Mündung bildet sich eine weiße Rauchwolke. Um nicht die Aufmerksamkeit des Feindes zu erwecken, durfte man die Anhöhe nur zu Fuß betreten. Auf der Höhe stand der Befehlshaber, der diensttuende Generaladjutant des Königs von Sachsen, Generalleutnant Erzengel von Lettenborn, von seinem Stab, etwa zwanzig Offiziere, umgeben, ein kleiner kräftiger Herr mit stahlgrauem Haar und Schnurrbart. In einem fort empfing er Berichte über die Entwicklung des Kampfes. Bald kamen Reiter, bald Motorräder oder Automobile in voller Fahrt mit Nachrichten herangefahren oder wurden mit neuen Befehlen an die Front geschickt.

General von Lettenborn empfing mich mit der größten Liebenswürdigkeit und wir unterhielten uns eine Weile auf der Anhöhe, als herrliche tiefer Frieden. Ich fühlte mich nach wenigen Minuten wie zu Hause. Die Stimmung unter den Offizieren war dieselbe, die ich an der ganzen Front gesehen und bewundert hatte: Ruhig, fröhlich und sicher, im Bewußtsein der unerhörten Kraft, über die die deutsche Armee verfügt.

Zwei Kilometer südlich von Blamont und kaum halb so weit von dem Punkte, wo wir uns befanden, liegt in einem schönen Tale das kleine Dorf Barbas mit seinem dominierenden Kirchturm und seinen behaglichen Steinhäusern mit roten Dächern. Anderthalb Kilometer südlich von Barbas treten aus dem ansteigenden hellen Gelände zwei kleine Wäldchen als dunkelgrün und gelb schimmernde Flecken hervor. Diesseits der Wäldchen sind noch zwei deutsche Batterien in Tätigkeit. An der Westgrenze des rechten Waldgürtels ist der Infanteriekampf in vollem Gange. Die Deutschen gehen zum Angriff gegen die Franzosen vor. Beide Parteien sind von Bäumen und Büschen ziemlich verdeckt, aber um so deutlicher hört man das mächtige Knattern der Hand- und Maschinengewehre. Bald erklingen die Schüsse stark und dicht hintereinander, bald dünn und mit Pausen; bald hört man nur das Knattern der Maschinengewehre, bald ist es eine Weile ganz still. Vom Kampf selbst sieht man also direkt nichts, im Verlauf des Tages hörte man aber doch, wie sich das Feuer immer mehr nach Südwesten entfernte; man konnte daraus schließen, daß es mit dem Angriff vorwärts ging.

Hinter uns donnerte die Batterie, bei der wir zuerst gestanden hatten, und wieder hörte ich das unheimliche Pfeifen fliegender Granaten. Das deutsche Artilleriefeuer war in eifriger Tätigkeit, wurde aber von den Franzosen gar nicht beantwortet und hörte im Laufe des Nachmittags auf, da das gesteckte Ziel erreicht war. Man vermutete, daß die französischen Batterien, die neulich hier gestanden hatten, nach anderen Punkten verlegt worden waren, wo man sie besser brauchen konnte. Ich für meinen Teil vermühte sie ganz und gar nicht, und es war mir sehr angenehm, daß ich nicht jeden Augenblick eine Explosion in meiner Nähe zu befürchten hatte. Noch vorgestern hatten die Franzosen ein paar Granaten nach Blamont hineingeschossen, ohne jedoch nennenswerten Schaden anzurichten. Auch Flieger waren nicht zu sehen; sie waren, wie man mir sagte, überhaupt in dieser Gegend ziemlich selten.

Ich blieb auf dem Wache noch volle vier Stunden und machte in dieser Zeit die letzten Aufnahmen für dieses

Buch. Auf dem offenen Wache standen die Offiziere in kleinen Gruppen, Karten in der Hand, und vor einem Haus hielten Soldaten die Pferde der Ordonnanzen, damit sie stets bei der Hand waren. In der angrenzenden Straße, die mit der großen Landstraße zusammenhing, rastete eine lange Munitionskolonne. Sie erstreckte sich durch das ganze Dorf und noch ein gutes Stück darüber hinaus. Auf den Wagen saßen die Soldaten, froh und munter wie immer, und baten mich um Abzüge von meinen Photographien, wenn ich mit der Kamera herankam. Auf dem Wache eines Vorpostens schlief der Kutscher den Schlaf des Gerechten. Vor einem einsamen Hause warteten mehrere Wagen; hier waren auch Feldküchen mit ihren gemütlichen Küchenwagen bereit, vorzurücken, wenn Bedarf war. Am Wache des Dorfes lagen ein paar Kompagnien Ersatztruppen, die darauf warteten, ins Feuer zu rücken. Sie bildeten lustige, abwechslungsreiche Gruppen um ihre wohlgeordneten Gewehrtruppen, Tornister, Trommeln und andere kriegerische Attribute. Einige Soldaten schliefen, den belmbedeckten Kopf auf den Tornistern, andere saßen oder standen in Gruppen und unterhielten sich; die meisten rauchten.

„Wie geht's, Jungens?“ fragte ich.
„Gut. Aber es ist ärgerlich, hier warten zu müssen.“
„Worauf wartet ihr?“
„Vorzurücken und zu kämpfen natürlich.“

Auch ein Divisionspfarrer war darunter, ein besonders humoristischer, lebhafter Herr, der sich vortrefflich mit den Soldaten verstand. Er war schon früher mit im Kriege gewesen, in Belgien und in Deutsch-Südwestafrika. Als wir uns eine Weile auf der Straße unterhielten, bildete sich allmählich ein dichter Ring von Graujungen um uns, die aufmerksam auf das hörten, was wir zu erzählen hatten. Schließlich waren es etwa 150 Mann. In der Mitte stand der Pastor, scherzte mit ihnen, nannte sie seine grauen Feldmäuse, und sie lachten herzlich über seine Witze und Teufeleien.

„Was für Berufe haben diese Soldaten?“ fragte ich.
„Hier gibt es“, antwortete der Pastor, „Burschen und Landräte, Klempner und Professoren durcheinander.“
„Was bis du, mein Junge?“ fragte er einen Zunächststehenden, den er beim Krauchen nahm.
„Privatdozent“, antwortete der Mann.
„Worin?“

„In vergleichender neuropäischer Sprachforschung.“
„Schön, da leben Sie, Herr Doktor, wozu neuropäische Sprachforschung nütze sein kann.“
„Und was bist du?“
„Metallarbeiter bei Siemens u. Halske.“
„Und du?“
„Dorfschullehrer.“
„Und du?“
„Grubenarbeiter.“

„So macht der Krieg gleich. Hier gibt es keine Spur von Rangunterschied. Sie liegen Seite an Seite in den Schützengräben, gehen Mann neben Mann mit gefälltem Bajonett zum Sturm vor, essen dieselbe Kost. Alle sind Kameraden, und der Professor hat keinen Vorzug vor dem Grubenarbeiter.“
„Wie viele von euch“, rief ich, „führen Tagebücher über ihre Erlebnisse während des Feldzuges?“
„Ich schreibe keine Zeile“, antwortete ein Späzvogel, der die Hände in den Hosentaschen, in der Mitte des Kreises stand.
„Warum nicht?“
„Es schreiben ja so viele andere.“
„Er ist zu faul natürlich“, warf der Pastor ein.
„Alle, die Tagebücher führen, mögen die Hand heben“, rief ich. Es gab einen Wald von Händen.
„Es ist vielleicht überflüssiger, wenn die, die keine Tagebücher führen, die Hand heben.“
Es waren 10 Mann von reichlich 150.

Welche Erinnerungen und Eindrücke, welche Abenteuer, Romane und welche Heldentaten, in einfachen und schmutzigen Worten berichtet, müssen sie nicht enthalten, all diese Tagebücher, die zwischen Gefechten in den Schützengräben und an Wirtshäusern geschrieben werden! ... Eine Weile nach Sonnenuntergang kam Hauptmann Kaufmann und bot mir einen Platz in seinem Auto an. Ich nahm also von dem liebenswürdigen General von Lettenborn und sämtlichen Offizieren Abschied, stieg mit Kaufmann und einem Leutnant in das Auto und sauste die 90 Kilometer lange Straße nach Nordwesten zurück. Wir hatten die Scheinwerfer angezündet. Wohl zwanzigmal wurden wir von Wachtposten angehalten, die ihre Kartenern quer über den Weg schwenkten und Halt riefen. Es ist ein Glück, wenn man mit heiler Haut durchkommt. Ueberfließt man einen Posten und fährt weiter, so wird man erschossen. Wir trafen mehrere reitende Patrouillen; sie waren auf dem Heimwege von ihren Kundtschaftsritten in der Dämmerung. Auch sie wurden von den Wachtposten angehalten, denn sonst hätten französische Patrouillen in deutschen Uniformen die von den Deutschen besetzten Straßen und Dörfer besuchen können. Sowohl bei der Einfahrt wie bei der Ausfahrt aus einem Dorfe wurde man angehalten.

Wir kamen indessen glücklich nach Metz zurück, und damit schloß mein letzter Tag an der Front.

Aus feldpostbriefen.

Einen Sturmangriff schildert ein Karlsruher Parteigenosse in einem Briefe an seine Eltern wie folgt:

... Es war morgens kurz nach sieben Uhr. Ein erhebender Anblick, der voll von Soldaten und Waffen stehende Schützengräben, als es vor dem Sturm hieß: „Helm ab zum Gebet!“ Mit der flehenden Bitte um Schutz und Segen. Ans froz es, denn wir waren im Sturmangriff

(ohne Mantel und Tornister), dem die Nacht war dunkel und Regen fiel seit einer starken Stunde vom Himmel nieder, bis zum Tagesanbruch hatte er nachgelassen und schließlich aufgehört. Neben noch zwei Pionier-Kompagnien, es waren also drei Pionierkompanien mit Sandgranaten auf der ganzen Front verteilt, und zwar in 3 Staffeln. Ich war in letzter Staffel, auch Welle genannt, in Reserve. In mehreren Stellen war die französische Stellung unterminiert und fast in gleichem Augenblick wurde sie in die Luft gesprengt. Große Klumpen Erde wich flogen haushoch, konnten aber unsere tapferen Pioniere, an unserer Stelle das 1. Bataillon des Regiments Nr. ... am Sturm, der unauffhaltsam bis in den letzten Graben der französischen Stellung erfolgte, nicht hindern. Der Sturm kam überraschend schnell für die Franzosen, sie kamen nicht zum Schießen. Sondere von Franzosen wurden gefangen genommen. Derselben strahlte das Glück vom Gesicht, als sie bei uns im Graben heil anfielen. Binnen einer halben Stunde war die wichtige Stellung den Franzosen entfallen. Vorher „funkte“ mit einer Salbe unsere schwere Artillerie und Minenwerfer in die Stellungen und Reserve. Granaten- und Schrapnellfeuer folgte später ununterbrochen. Als das vorbei war, erwachte die französische Artillerie. Und jetzt legte diese los auf ein paar Stunden mit Granaten und Schrapnell schwerer Kalibers. Links und rechts, vorne und hinten, ohne Schaden an Menschenleben anzurichten. Wir nahmen Schutz in dem Minenstollen.

Unsere Aufgabe, der dritten Staffel, war: die Verbindungswege mit der französischen eroberten Stellung herzustellen, was gelang. Während dieser Zeit machten wir uns über die Tornister und Feldflaschen der gefangenen Franzosen her. Die Brotbeutel waren voll mit Konserve und gutem süßem Weizenbrot und der Wein war ausgezeichnet. Allem Anschein nach geht es den Franzosen in der Stellung gut und der Inhalt des Tornisters an Wäsche etc. war sehr gut. Es ist klar, daß es Verbundene und Loh auf beiden Seiten. Unsere Verluste sind aber gering: 1 Leutnant namens Pfeil, ein idealer Mensch, etwa 27 Jahre alt, im Besitze des Eisernen Kreuzes und vor etwa sechs Wochen zum Leutnant befördert. Beim Beginn des Krieges war er Unteroffizier; ehemals Einjährig- und etwa 10 Pioniere. Von den Verbundenen ist die Zahl nicht bekannt. Am späten Nachmittag bekamen wir in der Reserve nochmals ein ununterbrochenes schweres Feuer, aus dem Grunde, weil die Franzosen einen Gegenangriff machten, der gründlich und mit großen Verlusten abgewiesen wurde. Ihre Artillerie hat unsere ganze Arbeit seit etwa einem Vierteljahr vernichtet. Alles ist zusammengehauen und der Boden von den Granaten unglücklich durchwühlt. Wir sahen dicht zusammengebrängt mit Verbundenen in dem Minenstollen. Ein Wunder und Glück, daß wir keinen Treffer erlitten. Der Boden war erschüttert und der Stollen gitterte und wackelte wie eine Bretterbrücke im Winde. Ebenso war das Glück uns hold, als wir einen verbundenen Kameraden zu vier am Abend, wo wir Pioniere zurück in unsere Quartiere abrückten, zum Verbundplatz brachten. Das war eine Arbeit nach 24 Stunden! Die Kameraden, die den Feldzug seit Beginn mitmachen, sagten, ein solch schweres Artilleriefeuer hätten sie noch nicht erlebt.

Am der Erfolg: Die Franzosen sind auf einer Strecke von mindestens 5 Kilometer aus ihrer Stellung etwa 600 Meter zurückgeworfen worden. Meiner Schätzung nach wurden ca. 1000 Gefangene gemacht, viele Maschinengewehre und Minenwerfer erbeutet. Und wir haben dem Hofre einmal beiseite, was es heißt, mit Deutschen Krieg zu führen. Ich möchte sagen, daß mit der vollständigen Besinnung dieses Berges der Schlüssel zu weiterer Vordringen erobert ist. Und sie werden sich weiter noch blutige Köpfe hauen.

Unser Hauptmann erhielt außer einem Hauptmann von der 10. Kompagnie des Regiments Nr. ... das Eiserne Kreuz 1. Klasse für die Arbeiten, die ausgezeichnet werden mußten, andere Worte kann ich nicht finden. Er sagte: „Die 3. Kompagnie der ... Pioniere sei es, die das leistete und als Zeugnis fiel es ihm zu. Es ist eine Auszeichnung für die ganze Kompagnie. Wir können stolz darauf sein und ich war dabei.“ (1907 - 8.)

Vermischtes.

Die letzten Wiber in Deutschland. Mit dem Ende des März läuft nach der „Allg. Zeitung“ der Fiskerisachvertrags ab, der der Kloster Bergischen Stiftung die Fiskerisung in der alten Elbe bei Magdeburg zurück. In diesem Gebiete finden sich die letzten Reste eines einst in Deutschland weit verbreitet gewesenen Raigers; etwa 12 bis 15 Wiber bauen dort nur noch ihre Burgen, und es bestand die Gefahr, daß die Tiere bei weiterer Ausnutzung der Fiskerei durch Private gänzlich ausgerottet werden könnten. Aus diesem Grunde hat der Direktor des Naturwissenschaftlichen Museums in Magdeburg, Prof. Dr. Mertens, zugleich namens des Provinzialkomitees für Naturdenkmalspflege für die Provinz Sachsen bei der Regierung den Antrag gestellt, den Sachvertrags trotz des erhöhten Angebots nicht zu erneuern, sondern die Fiskerei der Postverwaltung zu überlassen und ihr zugleich den Schutz der Wiberkolonien zu übertragen. Die Regierung hat das Kultusministerium jetzt entsprochen, und auch andere Gebiete der Elbe sollen in gleicher Weise behandelt werden. Die Fiskerei muß man dankbar zustimmen, denn nur auf diese Weise kann eine schonungslos Ausrottung der seltenen Tiere durch räuberische „Jäger“ entgegengewirkt werden. Man hat wohl die Behauptung ausgesprochen, daß die letzten deutschen Wiberkolonien doch infolge von Entartung und Zucht zum Aussterben verdammt seien. Nach dem Urteil von Prof. Mertens ist das aber nicht der Fall; man findet dort in der alten Elbe noch völlig gesunde Tiere von mehr als 60 Pfund Gewicht, und die Abwasser des Flusses bieten ihnen noch heute völlig zuzugende Lebensbedingungen. Sonst findet sich der Wiber in Europa nur noch in der Mähre, in Norwegen und in Rußland an einzelnen Flüssen. Ehe die deutschen Flüsse schiffbar gemacht und reguliert wurden, gab es noch mehrere Kolonien in unferm Lande, und in noch früherer Zeit, als die Ufer noch mit dichtem Weidengehäuz und Kirschtweiden bedeckt waren, müssen die Wiber sehr verbreitet gewesen sein, wie auch am Mittelrhein zahlreiche Ortsnamen (Wibrich, Wiberstein, Wiberbier u. a.) darauf hinweisen, daß sich in ihrer Nähe einstmals Niederlassungen des größten deutschen Raigertiers befanden.

Heiteres.

Ein Bombenwurf aus Tlingtan. Flüchtlinge aus Tlingtan berichten der „Frankfurter Zeitung“, daß bei Beschießung der Stadt durch die japanisch-englischen Streitkräfte bei einem der Forts von den Soldaten ein Hügel aus größeren Granatpatronen aufgeworfen wurde. Ein deutscher Artilleriematrose, der trotz des drohenden feindlichen Kanonendonners seinen guten Humor nicht verlor, hatte, verjagt diesen Hügel mit der Aufschrift: „Bruchstücke des japanisch-englischen Bündnisses“ ...

*) Aus der von uns schon erwähnten großen Ausgabe des Sven Hedinschen Werkes: Ein Volk in Waffen. Es ist ein stattlicher Band von über 500 Seiten mit einer Fülle von Bildern, die der Verfasser selbst mit Zeichenstift und Kamera aufgenommen hat. Der Verlag Brockhaus (Leipzig) hat das Werk in ein sehr schönes Gebänd gekleidet. Der Preis beträgt 10 Mark.